

Lubowitzer Jubelperioden

Joseph von Eichendorffs verlorene Heimat soll zu einem Ort der Versöhnung werden

Von Nora Sobich

Wo früher eine rote Backsteinmauer das Schloßgebäude der Familie von Eichendorff eingrenzte, wehen heute bunte Wimpel wie auf einem Schützenfest. „Herzlich willkommen“ steht unter dem Torbogen, als werde hier stündlich mit dem Eintreffen von Reisebussen aus Deutschland gerechnet. In der kleinen Ortschaft Lubowice (Lubowitz) ist schon kurz nach der politischen Wende im Sommer 1990 die Zauberformel der Versöhnung gefallen: Oberschlesien muß zu einer europäischen Modellregion werden, in der Polen und Deutsche friedlich zusammenleben, hieß es bei einem ersten Treffen deutscher Oberschlesier. Nicht ohne Grund fand die Kundgebung, zu der 20 000 Menschen anreisten, hier statt. Die deutsche Minderheit in der polnischen Grenzregion sucht Identifikationsfiguren, und eine von ihnen ist der Ritter der deutschen Romantik und der Autor des unsterblichen „Taugenichts“, Freiherr Joseph von Eichendorff.

In Lubowice erinnert an Eichendorff nur noch Ruinenromantik. Das Schloß der Familie brannte 1945 bis auf die Mauern des linken Seitenflügels nieder. An der rostroten Backsteinruine hängt ein fenstergroßes Tuch, bedruckt mit einem Porträt des Dichters im Seitenprofil. Der Gesichtsausdruck ist streng, die Nase gerade und groß, die Haare von hinten nach vorn gekämmt, zwischen den Augenbrauen eine feine, sensible Falte. Die Zeile „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los“ flattert daneben auf einem drei Meter langen Band im Wind.

Informationen zur Geschichte des Schlosses können die Besucher einem Schild entnehmen: „Dank der Bemühungen der im Jahr 1989 entstandenen Gesellschaft der Verehrer Josef von Eichendorff herrscht um das Schloß herum und der berühmten Allee, Ordnung und ist für die Gesellschaft wieder zugänglich.“ Der eigenwillige Satzbau in Verbindung mit dem deutschen Ordnungsstreben wirkt bemüht. In dem Haus mit dem roten Ziegeldach entsteht eine Begegnungsstätte für Polen und Deutsche. „Sobald die Bundesregierung wieder Geld schickt, wird auch die Innenausstattung fertiggestellt“, freut sich die Haushälterin des Pfarrers von Lubowice. Im Pfarrhaus wurde ein kleines Museum eingerichtet. „In den sechziger Jahren konnte man nicht einmal erwähnen, daß Eichendorff hier geboren wurde“, sagt der Pfarrer, der inzwischen jeden Sonntag eine der drei Morgenmessen auf deutsch hält. Erst 300 000

Oberschlesier hätten sich bisher zur deutschen Herkunft bekannt, erzählt der Pfarrer weiter: „Den Menschen fehlt noch der Mut.“

Früher traf sich auf Schloß Lubowitz der etwas derbe und volkstümliche ober-schlesische Landadel. Hier wurde so ausgiebig gefeiert, daß man im ganzen Land davon sprach. Eichendorffs Vater besaß Güter bis nach Mähren hinein, die er aus wirtschaftlicher Not später nach und nach verkaufen mußte. Das Schloß ersteigerte sich 1823 der Herzog von Ratibor und gestaltete das klassizistische Gebäude 1860 im Tudorstil vollständig um. Die Schrottholzkirche, in der Eichendorff getauft worden ist, sucht man auf dem Friedhof gegenüber dem Schloßpark vergeblich. Der für Oberschlesien typische Dorfkirchenbau, das Holz meist so eingeteert, daß die Kirchendächer schwarz wie Käferflügel glänzen, wurde 1909 abgetragen und der Friedhof mit der Familiengruft eingeebnet. Allein der Grabstein der jung verstorbenen Geschwister Eichendorffs hat die Zeit mit einem Riß überstanden. Eichendorff selbst liegt in Neisse begraben.

Der Schloßpark, so auf stiller Höh über dem Odertal gelegen, wurde 1946/47 abgeholzt und später als Schuttabladeplatz benutzt, berichtet die Haushälterin des Pfarrers mit deutlicher Empörung. Die deutsche Oberschlesierin, 1928 in der fünf Kilometer von Lubowice entfernt gelegenen Kreisstadt Ratibor (Racibórz) geboren, war mit ihrer Schwester 1945 nach Prag geflüchtet. Als die Geschwister später wieder in ein vollständig zerstörtes Ratibor zurückkehrten, lagen die Eltern längst unter der Erde. Die Schwestern blieben in Oberschlesien, weil sie keine Verwandten oder Bekannten in Westdeutschland gehabt hätten, erklärt die alte Dame, die jeden Abend über Satellit Spielfilme und Fernsehshows aus Deutschland empfängt.

Die schmale Pappelallee, die Eichendorff in seinem Lubowitzer Jugendtagebuch den Hasenweg nannte, wächst langsam in Reih und Glied nach. Wie in einem Fitneszpark stehen zwischen Sträuchern und Bäumen beschriftete Schilder, nach denen man zwar nicht turnen, jedoch rezipieren kann: „Denkst Du des Schlosses noch auf stiller Höh? / Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief, / Am Abgrund grast das Reh, / Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe — / O stille, wecke nicht, es war als schlief / Da drunten ein unnennbar Weh.“

Hier knistert und knackst die Heimat bei jedem Schritt unter den Schuhsohlen.



Eine Gedenkstätte in Ruinen: Ende des Zweiten Weltkriegs brannte das Schloß der Eichendorffs nieder.

(Bild: Paul Glaser)

Den Hasenweg entlang geht es aus dem Park hinaus auf das lichte Feld ins Odertal. Einigkeit von Natur und Mensch bedeutete Lubowitz für Eichendorff, Traum- und Sehnsuchtsland. Lubowitzer Jubelperioden nannte er die Ferien, die er hier während seiner Breslauer Gymnasialzeit verbrachte. Mit 22 Jahren verließ der Dichter endgültig Lubowitz als preussischer Regierungsbeamter.

Für die Oberschlesier, vor allem aber für die deutschsprachige Minderheit, ist Eichendorff der Heimatdichter schlechthin. Schon zu Studienzeiten in Heidelberg hatte er polnische Volkssagen und Erzählgut gesammelt und ins Deutsche übersetzt. Das sei ein Beispiel für die mögliche

Vereinigung von polnischer und deutscher Kultur gewesen, erinnerte vor einigen Jahren Bischof Alfons Nossol, eine der wichtigsten Integrationsfiguren Oberschlesiens. Ein Beispiel, das ausnahmsweise nicht von einem Priester oder Politiker stamme, sondern „nur“ von einem Romantiker, fügte Nossol nicht ohne Sarkasmus hinzu.

Der Pfarrer aus Lubowice begleitet uns später voll Stolz in das Eichendorff-Museum. Es besteht aus einem großen Raum mit Büchern, Stichen, alten Fotografien und einem nachgestellten Lesezimmer.

Zur Zeit wird im gekachelten Flur neben den Treppen eine sogenannte „Schle-

sische Ecke“ eingerichtet. In einem der zwei Glaskästen steht ein Wandteller mit einem Abbild des Heiligen St. Annabergs (Góra Sw. Anny), dem Wahrzeichen Oberschlesiens. Die beliebte Wallfahrtsstätte war im Jahr 1921, nach der Volksabstimmung über die nationale Zugehörigkeit in Oberschlesien, Ort der dramatischsten Zusammenstöße zwischen Polen und Deutschen. Heute ist der St. Annaberg Mahnmahl der Versöhnung. Die anderen Ausstellungstücke in den Glaskästen haben mit Schlesien allerdings so viel gemeinsam wie mit Schleswig-Holstein oder Bayern. Zu sehen sind eine Kaffeekanne, ein hölzerner Griffelkasten und natürlich eine Schreibtafel.